

Jean-Luc Nancy
Philosophische Chroniken

Aus dem Französischen von
Christoph Dittrich

diaphanes

Titel des französischen Originaltextes:

Chroniques Philosophiques,

© Éditions Galilée, Paris 2004.

1. Auflage

ISBN 978-3-03734-029-5

© diaphanes, Zürich-Berlin 2009

www.diaphanes.net

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: 2edit, Zürich

Druck: Pustet, Regensburg

Diese elf Chroniken wurden zwischen September 2002 und Juli 2003 am letzten Freitag jeden Monats in der Radiosendung »*Les vendredis de la philosophie*« auf *France Culture* vorgetragen. Die Sendung wurde von François Noudelmann für das *Collège international de philosophie* geleitet. Ich danke ihm für seine Einladung. Bis auf sehr wenige Details entsprechen die hier veröffentlichten Texte jenen, die tatsächlich ausgestrahlt (und für die Internetseite und das Archiv von *France Culture* aufgezeichnet) wurden. Jedes Mal hatte die Situation des Vortrags improvisierte Veränderungen zur Folge; manche wurden notiert und hier reproduziert, andere blieben gesprochenes Wort.

Einige dieser Chroniken wurden in verschiedenen Ausgaben von *Rue Descartes*, der Zeitschrift des *Collège international de philosophie*, veröffentlicht.

Eine philosophische Chronik, was kann das wohl heißen? Eine Chronik ist eine punktuelle und periodische Rubrik oder Kolumne, die sich inhaltlich einem Spezialgebiet (der Gastronomie, der Gärtnerei usw.) widmet oder einer Subjektivität untersteht (die Welt gemäß der Stimmung des Chronisten). Doch die Philosophie, wie immer man sie betrachtet, versteht sich selbst dem Speziellen ebenso entzogen wie dem Subjektiven. Sie drängt von vornherein auf das Universelle und auf Objektivität. Das heißt, sie fragt, wie das Universelle Objekt eines Denkens sein und wie irgendein Objekt gemäß dem Universellen gedacht werden kann. Daher setzt das Denken, selbst wenn es sich Vielheit, Heterogenität und Inkommensurabilität der Wesen zum Prinzip macht, dennoch eine Form universellen Objekts.

Kant hatte ein Wort dafür: »das Unbedingte«. Die Vernunft verlangt nach dem Unbedingten. Das ist ihre Leidenschaft. Sie fordert etwas, das von nichts Vorgängigem abhängt, von keiner bereits gestellten Bedingung, von keiner Voraussetzung. Wenn ich eine Bedingung einräume, etwas Vorausgesetztes, kann ich nicht anfangen zu philosophieren.

Wie ließe sich nun diese Forderung den Bedürfnissen einer Chronik oder Kolumne anpassen und variieren? Entweder ist die universelle Objektivität gegeben, dann kann sie nicht variieren. Oder aber sie ist nur eine vage, inkonsistente Disposition, ein Brei aus »Werten«, »Tugenden« und gesundem Menschenverstand, den man aufgewärmt zu allem servieren kann. Heute haben wir die kulturelle Mode einer »Philosophie«, die dieses schlaberige Süppchen unentwegt neu aufwärmt und in seinen Dampf das vage Versprechen auf eine unbedingte, letztendliche Wahrheit wabern lässt. Auf diese Weise wird eine ethisch-pragmatische, konsensfähige Ideologie zum Niedrigpreis gepflegt, was zugleich den Wert des inzwischen börsennotierten Titels »Philosoph« in die Höhe treibt.

Ich behaupte nicht, die kulturelle Gefahr rest- und risikolos zu bannen. Ich nehme in Kauf, das Zweideutige zu streifen, weil man dieser kulturellen Gefahr gerade auf ihrem Gebiet trotzen muss – indem man, zum Beispiel, im Radio spricht. Das hat nicht nur mit Strategie zu tun. Ein Grund ist auch, dass das Kulturellwerden der Philosophie selbst eine Frage von philosophischer Tragweite eröffnet.

Diese Tragweite ist tatsächlich gegeben, denn im Grunde ist das »Kulturellwerden« eine chronische Krankheit der Philosophie (eben daher greife ich das Wort »Chronik« auf). Es hat immer Platonismen, Stoizismen, Averroismen oder Kantismen, Idealismen oder Utilitarismen ge-

geben, die die Meinungen und Medien ihrer Zeit gestalten, die Salons, die Schulen, die politischen Kabinette. Diese konformistischen Gewissheiten erodieren und zerfallen regelmäßig wieder. Doch woher diese chronischen Krisen?

Aus einem Grund, der selbst chronisch ist. Der Anspruch des Unbedingten lässt das, was ihm an schlechthin Unannehmbarem eignet, regelmäßig in vorbedingten Konsens zurückfallen und darin erstarren. Das chronische Pulsieren, um nicht zu sagen, die chronische Krankheit besteht im ständigen Wechselspiel zwischen einer unannehmbaren Forderung und Antworten, die jene Forderung zwangsläufig enttäuschen oder verraten.

Weshalb ist die Forderung unannehmbar? Sie ist es nicht kraft philosophischen Heldentums (Sokrates gegen die sophistische Macht, Descartes gegen die scholastische Macht), sondern kraft einer inneren Verfasstheit. Die Philosophie fordert das Unbedingte, weil sie selbst der Effekt eines Rückzugs [*retrait*] der gegebenen Bedingungen ist.

Die Philosophen wachsen nicht wie Pilze aus der Erde, hat Marx einmal gesagt. Weder ist die Philosophie aus einem »griechischen Wunder« hervorgegangen noch aus einer plötzlichen Offenbarung des *logos*. Sie entstand aus einem Rückzug jener Bedingungen, die in einer Welt der Götter, der Opfer, der Hierarchien, der Hieroglyphen und der Hierophanien vorgegeben waren. Sie entstand aus einem Rückzug der Gründe der Welt. Was ohne Grund

blieb, ist das, was sie als das entblößte Sein dargestellt hat oder als den *logos* oder, später, als die Gewissheit des Subjekts, als dessen intentionale Transzendenz, als die Geschichte und so weiter: Doch in jedem Fall verrät sich im Begehren nach einem Grund in Wahrheit nur, dass die Welt in die Grundlosigkeit geraten ist.

Was seitdem chronisch geworden ist, ist der Zwang, etwas Unbedingtes dort zu fordern, wo tatsächlich alles Gegebene, jeder Ursprung, jede Abstammung entzogen ist. Das Unbedingte wird gefordert, weil wir tatsächlich ohne gegebene Bedingung sind. Es bleibt, könnte man sagen, nichts als die Gabe im Reinzustand: die Welt, die Geschichte, der Mensch – als Gaben, denen nichts vorhergeht.

Was man »Tod Gottes« genannt hat und später »Ende der Metaphysik« oder gar »Ende der Philosophie«, bestand darin, ans Licht zu bringen, dass es eine erste oder letzte Bedingung, ein Unbedingtes, das Prinzip oder Ursprung wäre, *nicht gibt*. Aber dieses »es gibt nicht« ist unbedingt, und eben dies ist, möchte ich sagen, unsere *conditio humana*.

So findet in gewissem Sinne die Möglichkeit der chronischen Krisen, in denen eine Philosophie auf eine andere folgt, ihr Ende. Es ist also eine Wende angebrochen. Wenn aber die Philosophie nicht mehr die chronische Krankheit einer Aufeinanderfolge von Ideologien sein

kann, dann muss sie ihre eigene Verfasstheit anders verstehen.

Denn es geht auch nicht darum, eine Krankheit zu heilen. Manche glauben das und denken, es genüge, sich ans Vernünftige zu halten und an Diskurse, die zur Bestätigung ihres eigenen Sinns fähig sind. Die Vernunft jedoch will mehr als Vernünftiges, und die Wahrheit liegt jenseits jedes bestätigten oder vernünftigen Sinns. Es gibt da eine Gewissheit, die ebenfalls chronisch ist, und einmal mehr öffnet sie vor uns die Zeit des Denkens. Das Nicht-Gegebene, das absolut Nicht-Gegebene, das heißt die Gabe des Seins, in welcher die grund- und vernunftlose Existenz ihr Anrecht [*dû*] fordert – dies ist unberechenbar und nicht einmal geschuldet [*dû*]...

27. September 2002

In dieser zweiten Chronik nun werde ich mich als Chronist versuchen und mich, allerdings in meiner Eigenschaft als Philosoph, auf die Aktualität beziehen – zwar nicht auf das unmittelbare Tagesgeschehen, aber doch auf die heutige Aktualität im weiteren Sinne. Ich meine die Aktualität des mordenden und/oder Finanzterrors vor dem Hintergrund der Überbewertung Gottes (was immer sein Name sei) und der Entwertung des Geldes (der Aktionäre und, weit mehr noch, des Geldes jener, die keines haben). Diese Aktualität erfordert es, in einer philosophischen Chronik betrachtet zu werden, denn es handelt sich um eine *philosophische* Aktualität.

Hegel schreibt in seinem berühmten Satz über die Eule der Minerva, dass die Philosophie sich erhebt, »wenn eine Gestalt des Lebens alt geworden ist«. Seit der Spätantike hat es kein derart manifestes Greisentum gegeben wie das unsere. Die kapitalistische Ökonomie akkumuliert Sackgassen, Abszesse, unkontrollierbare Unordnung. Die von ihr regierte Gesellschaft glaubt nicht mehr an sich selbst. Worte und Begriffe wie »Rechtsstaat«, »Menschenrechte«, »Demokratie«, die noch vor fünfzehn Jahren galten, büßen Tag um Tag und weithin sichtbar ihre praktische wie theoretische und symbolische Glaubwür-

digkeit ein. Der wissenschaftliche, technische, rechtliche und moralische Fortschritt verteilt bei jedem seiner Schritte Mehrdeutigkeiten, die dieses Wort, »Fortschritt«, gleich wieder suspendieren – und mit ihm die Wörter »Menschlichkeit«, »Vernunft« und »Gerechtigkeit«.

Gedroht wird nun mit Idolen – mit Ideen, die auf ihr Aufstoßen [*éructation*] reduziert sind. Auf der einen Seite: der »Wille Gottes«, auf der anderen Seite: die »Freiheit des Menschen«. Das sind natürlich Platzhalter, Decknamen für größere Manöver, um auf Macht und Reichtum zuzugreifen. Doch diese Platzhalter haben Gesichter, sie stehen für Identifikation (oder vielmehr Unterwerfung) und Mobilmachung (oder vielmehr den Wiederholungs-zwang). Man malt diese Gesichter auf Bomben.

Gott, Mensch, Wille, Freiheit: Dies wären also die vier Elemente eines metaphysischen Austeilens, deren Kombinationen den Horizont einer Welt mit Autonomie sättigen. Die Gestalt des Lebens, die alt geworden ist, ist die der Autonomie. Autonomie des Prinzips, Autokratie der Wahl und der Entscheidung, Selbstverwaltung des Identischen, Autoproduktion des Wertes, des Zeichens und des Bildes, Selbstreferenz des Diskurses – all dies ist verbraucht und erschöpft – genauso wie bei rechtem Hinsehen das Auto längst der Vergreisung geweiht ist.

Von einem »clash of civilisations« zu sprechen, zeugt von Unbedachtheit. Es ist ein und dieselbe Zivilisation, die das Erdöl und den Gott Abrahams und Jeffersons ausbeutet, die uns alle für gleich erklärt und jeden sich

selbst überlässt, ein und dieselbe Zivilisation schließlich, die vorgibt, durch Trugbild oder Verleugnung den Tod zu überlisten. Zivilisation der Selbstgenügsamkeit, der Selbstgefälligkeit – und der Selbstteilung.

Zu durchschauen, was vor sich geht, dieses Altern einer Kultur der Autonomie, die zugleich das ethische und symbolische Gepäck der Globalisierung bildet (ja, es ist ein altes Tier, das sich globalisiert), dies zu durchschauen, gibt einem noch keine Mittel an die Hand – aber vielleicht erlaubt es eine Vorstellung darüber, in welcher Richtung (wenn überhaupt) nach den Zeichen einer anderen Jugend Ausschau gehalten werden kann.

Vielleicht können wir zumindest dies sagen: Man sollte der Autonomie nicht die Heteronomie entgegenstellen, die zusammen ein Paar ergeben. Heteronom gegenüber einem anderen Subjekt zu sein, das selbst autonom ist, ändert nichts – egal ob sich dieses andere Autonome »Gott«, »Markt«, »Technik« oder »Leben« nennt. Um einen Weg zu bahnen, könnte man das Wort *Exonomie* wagen. In diesem Wort klingt ein Gesetz an, das weder Gesetz des Selben noch des Anderen wäre, sondern das für den einen wie den anderen nicht anzueignen ist. Wie die *Exogamie* aus der Verwandtschaft hinaustritt, so tritt die *Exonomie* aus der binären Familiarität des-Einen-und-des-Anderen hinaus.

Es wäre ein Gesetz, das stets an das Außen des Gesetzes rückgebunden ist: Wir besitzen davon einige alte Bilder,

etwa in der *Moirā* der Griechen, in der Erwählung Abrahams, in Dantes Beatrice oder im hellsichtigen Wahn Hamlets. Das sind kontrastreiche, ja widersprüchliche Bilder. Doch sie alle skizzieren ein Außen, das keine Autonomie ist, keine Beherrschung, weder das Selbe noch das Andere. Es sind keine deutlichen Bilder, ich weiß, und außerdem sind auch sie gealtert. Ich würde deshalb für heute, abrupt und lebhaft, das letzte Wort Beckett geben: »Ausgeträumt träumen [*Imagination morte, imaginez*].«

25. Oktober 2002

Ist die Philosophie eine Gestalt des Lebens, eine Lebensform? Oder aber, mit einem Ausdruck, der näher an Aristoteles als an Wittgenstein ist: Verleiht die Philosophie dem Leben Form? Auf diese Frage gibt es sogleich zwei widersprüchliche Antworten. Ja, antwortet eine verbreitete *doxa*: jenes Empfinden, dass der Philosophie Sinn geben und ein an diesem Sinn ausgerichtetes Verhalten stärken muss. Nein, antwortet das entgegengesetzte Empfinden, das in der Philosophie die Übung eines Sinn- oder Wahrheitsdiskurses erblickt, der allerdings *de jure* und *de facto* keinerlei mobilisierende Energie besitzt.

Unter Philosophen begegnet man beiden Postulaten. Descartes legt Wert darauf, dass man nur wenig philosophieren soll, allerdings mit dem Ziel, die Handlungsgründe in der Welt und im Leben durch die Medizin, die Mechanik und die Moral verbindlich abzusichern. Heidegger hingegen spricht vom Einsatz der Existenz und erklärt im selben Atemzug, man dürfe nicht glauben, dass dieser Einsatz in dem Buch, das davon spricht, wirksam würde.

Im einen Fall wird angenommen, dass die Ordnung der Gründe [*ordre des raisons*] Energie freisetzt, im anderen

wird behauptet, dass die Wirksamkeit der Energie von einer anderen Ordnung sei als der Ordnung der Gründe. Folglich stellt sich das Problem des Übergangs von der einen zur anderen Ordnung.

Es gibt bestimmte Zeiten und Figuren der Philosophie, für welche der Aufweis der Lebensform von prägender Bedeutung ist: im Stoizismus und bei den Epikureern, bei Schopenhauer, Nietzsche und auch bei anderen, bei denen aber dieser Hinweis weniger sichtbar ist, da er vom Begriff, der Analyse, der Theorie verhüllt wird. Es scheint die Wahl zu bestehen zwischen »Begriff oder Leben«, eine Wahl, über die zu klagen unter Philosophen übrigens gang und gäbe ist – wobei sie, wie so oft, ihr Lamento und ihre Qualen noch vermehren.

Es gilt vielmehr zu bemerken, dass diese Spannung der Philosophie *innerlich* ist. Kein Philosoph ignoriert oder missachtet die Lebensform. Aber kein Philosoph – keiner, der seines Namens »Philosoph« würdig ist – behauptet, dass eine solche Form eine Idee oder ein Schema wäre, zu dem man am Schreibtisch gelänge oder das man einem Buch entnehmen könnte, um es dann auf der Straße anzuwenden.

Dies aber liegt nicht an Schwierigkeiten der Anwendung oder Mobilisierung. Es liegt daran, dass ein Philosoph die beiden Begriffe »Form« und »Leben« von vornherein ablehnt, wenn sie als Rahmen und Inhalt verstanden werden, oder, anders gesagt, als Bedeutung und Erfahrung.

Keines von beiden ist zuerst gegeben, und auch nicht zuletzt. Die Philosophie besteht gerade darin, sich in einen Raum zu begeben, in dem weder eine Sinnkonfiguration noch eine spürbare Unmittelbarkeit verfügbar sind – noch folglich die Möglichkeit, die eine mit der anderen zu vermitteln. Anders gesagt, weder die Autorität der Religion noch die des »Erlebten«.

Zwischen der Religion und dem Erlebten, in einem Raum, in dem sich, beachten Sie das, auch die Politik, die Wissenschaft und die Kunst befinden, hat die Philosophie, so möchte ich sagen, die Aufgabe des *espacement*, der Verräumlichung selbst. Weder Form noch Leben, weder Begriff noch Intuition, vielmehr vom einen zum anderen, oder auch vom einen ins andere, eins durch das andere hindurch, doch gegeneinander – eine Spannung ohne Auflösung. Es geht nicht darum, diese Spannung zu befrieden, denn sie genießt sich selbst ebenso sehr wie sie an sich leidet. Weder Modellierung des Lebens noch Pathos des Unmittelbaren. Das ist nicht das Prinzip der richtigen Mitte, sondern die unbequeme Schneide der philosophischen Entscheidung, das heißt einer ganzen Zivilisation.

Deshalb aber versteht der Philosoph, dass es eben das Leben ist, welches sich in Einsatz bringt und sich ohne die Gewissheiten des Offenbaren oder des Gefühlten (oder einer Mischung aus beidem) womöglich verirrt. Es ist ein Lebender, der philosophiert, und wenn das Leben darin besteht, sich selbst zu affizieren, dann affiziert

es sich im Akt des Philosophierens mit seiner eigenen Sinn- und Richtungslosigkeit. Eben dadurch gewinnt es eine gewisse Form und mit dieser eine gewisse Kraft: die Form und die Kraft, sich angesichts der Unumgänglichkeit aufrecht zu halten, dass ihm sein Sinn und seine Richtung niemals gegeben sind und dass eben dies ihm seine Wahrheit diktiert. Eine Wahrheit folglich, die niemals verfügbar, sondern stets im Vollzug ist.

In leichter Umformulierung des letzten Lehrsatzes von Spinozas *Ethik* kann man sagen: »Der Sinn ist nicht der Lohn der Philosophie, sondern ihre Ausübung selbst«. So ist die Philosophie nicht so sehr eine »Lebensform« als vielmehr das sich formende Leben, das heißt, sich denkend im Maße seines Übermaßes über jede gegebene Form oder Bedeutung. Dies meint natürlich auch jenes Leben, das sich bis in seinen Tod denkt.

Ich erinnere mich, wie ich eines Tages im Krankenwagen abtransportiert wurde, der Sanitäter mich nach meinem Beruf fragte und daraufhin sagte: »Bei dem, was Ihnen passiert, wird die Philosophie Ihnen sicher helfen.« Sofort und fast gegen meinen Willen dachte ich, dass er im Grunde nicht Unrecht hatte. Und ich denke immer noch, dass er in der Tat Recht hatte, selbst wenn ich den Grund dafür kaum entfalten kann. Doch ebenso und zugleich denke ich, dass mein Sanitäter sich mit diesem Ausspruch selbst als Philosoph zeigte. Sein Vertrauen in die Philosophie, das man naiv nennen mag, enthielt einen Akt des Denkens, durch den sein Leben Form annahm, seine gewöhnliche Form veränderte, ebenso wie

es, gleichzeitig, mein Leben veränderte. Der Beweis für diese Veränderung ist, dass ich ihn nicht vergessen habe.

22. November 2002